Im Bann der Schuld.

Roman von **Frank Barrett.**

(6. Fortsetzung.)

„Ganz genau, gnädiger Herr; der Oberst saß gerade unter der Hängelampe, als Fräulein Lester zu ihm trat"

„Und sie ließ es ruhig geschehen, daß er sie küßte?"

„Ganz ruhig; wissen Sie, gnädiger Herr, die Frauenzimmer schreien gewöhnlich nur, wenn sie wissen, daß Leute in der Nähe sind—ein Kuß ist ihnen selten unangenehm," meinte Lenor, pfiffig lachend.

Verstimmt schritt der Freiherr in's Haus zurück; er hatte nicht erwartet, die Mittheilungen des anonymen Briefschreibers so vollauf bestätigt zu finden und er empfand maßlose Erbitterung gegen Lydia.

Als der alte Herr die Freitreppe erreichte, kam ihm Julius mit Angelstock und Haken entgegen; ohne sich lange zu besinnen, ergriff der Freiherr den Arm des Sohnes und sagte ernst:

„Julius, ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen; begleite mich auf die Terrasse, dort sind wir ungestört."

Der junge Mann blickte den Vater verwundert an; er schwieg indeß und folgte ihm zur Terrasse. Hier nahmen beide Herren Platz und der Vater begann:

„Julius, die Mittheilung, die ich Dir zu machen habe, ist höchst betrübender Art, und ich wollte viel darum geben, wenn ich Dir dieselbe ersparen könnte."

„Du machst mich wirklich besorgt, Papa," sagte der junge Mann unsicher; „um was handelt sich's denn?"

„Um Fräulein Lester," versetzte der Freiherr finster; „unsere schlimmsten Befürchtungen sind übertroffen worden."

„Du vergissest, Papa, daß ich keinerlei Befürchtungen gehegt habe," sagte der Sohn gelassen; nun er wußte, um was sich's handelte, empfand er keine Beunruhigung mehr.

„Gut denn, so will ich sagen, daß meine schlimmsten Befürchtungen übertroffen worden sind," entgegnete der alte Herr ärgerlich; „die Beziehungen, in welchen Fräulein Lester zu dem Obersten Lukas, der gegenwärtig als Gast in ihrem Hause weilt, steht, verbieten Dir, daran zu denken, ihr Deine Hand anzubieten. Ich—"

Der Freiherr schwieg; offenbar hoffte er, der Sohn werde eine Bemerkung machen, die ihm die Fortsetzung des Gesprächs erleichtere, aber Julius that nichts dergleichen, und so mußte sich der Vater entschließen, fortzufahren:

„Es erscheint mir selbst kaum glaublich und doch ist's leider nur zu wahr, daß Fräulein Lester durchaus vergessen hat, was sich ziemt. Die Verbindung mit ihr würde unseren guten alten Namen beflecken und es bedarf nur wohl dieser Thatsache, um Dich zu bestimmen, jeden Gedanken an diese Heirath aufzugeben. Du weißt, daß ich unendlich entzückt von Fräulein Lester war und wirst begreifen, daß es mir schwer fällt, sie als Deiner unwürdig zu bezeichnen, aber es bleibt mir keine Wahl. Wenn ich an sie denke, beschleicht mich eine tief wehmüthige Empfindung, gleich jener, die ich vor einigen Tagen hatte, als ich früh Morgens in den Garten trat und meine herrlichen Rosen schonungslos zertreten und zerstört fand — ich hätte weinen mögen, als ich sie sah."

„Der Vergleich hinkt, Papa," entgegnete Julius mit harter Stimme; „Deine zerstörten Rosen repräsentiren einen bestimmten Geldwerth und sind somit leicht zu ersetzen, aber den schonungslos in den Staub getretenen Ruf eines unschuldigen jungen Mädchens vermag nichts wiederherzustellen."

„Wenn Du damit etwa sagen willst, ich wage es, in frivoler Weise den Ruf der jungen Dame anzutasten, so bist Du, gelinde gesagt, ungerecht," rief der alte Herr heftig; „ich habe vollgiltige Beweise für das, was ich sage; nur mit Widerstreben entschloß ich mich, mir diese Beweise zu verschaffen, und nur die Rücksicht auf unseren guten alten Namen und die schwere Schädigung desselben durch Deine Verbindung mit jenem Mädchen nöthigten mich dazu."

„Du sprichst von Beweisen, Papa," versetzte der Sohn lebhaft, „worauf beziehen sich dieselben?"

„Mit dürren Worten darauf, daß Lydia Lester ein Verhältniß mit dem Obersten Lukas unterhält," sagte der Freiherr, durch des Sohnes Unglauben mehr und mehr erbittert. „Fräulein Lester hatte in der letzten Nacht ein Rendezvous mit dem Obersten. Augenzeugen haben erhärtet, daß sie den Kuß jenes Mannes duldete, wenn nicht herausforderte!"

Dunkle Gluth stieg in das Antlitz des jungen Mannes.

„Warst Du jener Augenzeuge, Papa?" frug er blitzenden Blicks; „hast Du gesehen, was Du mir mittheilst?"

„Nein, das nicht, aber —"

„Dann will ich auch kein Wort weiter hören," rief der Sohn, leidenschaftlich aufflammend; „wer immer Dein Gewährsmann sein mag, Papa, ich zeihe ihn der Lüge — der feigen, erbärmlichen Lüge!"

Auch der Freiherr brauste jetzt auf; es fielen harte Worte zwischen Vater und Sohn und wenig fehlte, so hätte der alte Herr den anonymen Brief hervorgezogen und ihn dem Sohn vor die Füße geworfen. Wäre es dazu gekommen, dann hätten sich vielleicht die Maschen des Netzes, in welches der ungenannte Briefschreiber den alten Herrn verstrickt, früher gelöst, als es nach der Berechnung des intriguanten Paares geschehen durfte, aber der Freiherr machte sich klar, daß der Sohn, sobald er erfuhr, daß er auf eine anonyme Warnung hin gehandelt, der Angelegenheit weiter keine Bedeutung mehr beilegen werde, und so hielt er an sich und beantwortete die Frage des Sohnes nach seinem Gewährsmann nur mit Schweigen.

Der junge Freiherr schritt etliche Male heftig auf und ab; endlich blieb er vor dem Vater stehen und sagte, sich mühsam zur Ruhe zwingend:

„Papa, verzeihe mir, wenn ich zu heftig war—die Sache läßt sich auf sehr einfache Weise ordnen. Du hast Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um Dir Beweise für Lydias Schuld zu verschaffen; ich werde mich bemühen, den Beweis ihrer Unschuld zu erbringen, und ich denke, das soll mir nicht allzu schwer fallen."

„Ich verstehe Dich nicht, Julius," sagte der Vater unsicher; „was gedenkst Du zu thun?"

„Ich werde Lydia meine Hand anbieten, Papa, und das sofort!"

„Und — wenn sie Deinen Antrag annimmt?"

„Dann ist dies ein vollgiltiger Beweis für die Unwahrheit Deiner Behauptung; wenn sie ein Verhältniß mit jenem Manne hat, muß sie mich ausschlagen!"

Der alte Herr starrte den Sohn wie geistesabwesend an; eine originelle Art, wahrhaftig, die Unschuld einer Abenteurerin zu beweisen, indem man offenen Auges in die Falle hineinlief, die sie aufgestellt!

Der Freiherr vergaß vollständig, daß Lydia Lester für seinen Sohn eben keine Abenteurerin war und daß Julius volles Vertrauen in ihre Redlichkeit setzte. War sie so, wie er sie beurtheilt, dann gerieth sein guter Name nie und nimmer in Gefahr; aus tausend kleinen Anzeichen glaubte er errathen zu haben, daß Lydia ihn liebte, und wenn dies der Fall war, mochten die Verleumder immerhin ihre vergifteten Pfeile versenden — ihn sollte es nicht kümmern.

„Du bist wahnsinnig, Julius," rief der alte Herr endlich heftig, „gerade weil das Mädchen eine Abenteurerin ist, riskierst Du keine Zurückweisung."

„Papa, wir beide gehen von durchaus verschiedenen Voraussetzungen aus," entgegnete der Sohn, der seine Ruhe vollständig wiedergefunden hatte; „ich biete Lydia meine Hand mit vollem Vertrauen und hege den sehnlichsten Wunsch, sie zu gewinnen."

„Na, das wird Dir nicht schwer fallen," polterte der alte Herr, „eins aber vergiß nicht, Julius! Wenn Du diesem Mädchen Deine Hand bietest, mußt Du ihr auch eine Heimath suchen, Rockbyhall bleibt ihr verschlossen, falls es ihr nicht gelingt, die über sie umlaufenden Gerüchte zu entkräften. Die Halle unserer Väter ist zu gut für eine Abenteurerin! Du findest hier nach wie vor Deine Heimath — auf Weiteres lasse ich mich nicht ein."

„So muß ich mich damit begnügen — guten Morgen, Papa."

Sechszehntes Capitel.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als Julius St. George Sanssouci erreichte und auf seine Frage nach Fräulein Lester erfuhr er, daß sie noch nicht sichtbar sei, aber bald erscheinen werde.

„Ist Herr Graham zu Hause?" fragte der junge Mann, während er sich im Salon installirte, um auf Lydia zu warten.

„Nein," lautete die Antwort des Dieners; „Herr Graham kommt nie vor zehn Uhr zum Vorschein und Fräulein Lukas erscheint erst nach elf Uhr. Der Oberst ist schon in aller Frühe nach Stonebridge gefahren — er hat allein gefrühstückt."

Es gewährte Julius unbewußte Befriedigung, daß Lydia sich augenscheinlich nicht um den Obersten und sein Bleiben oder Gehen bekümmert hatte. Er trat an's Fenster und blickte hinaus; er dachte kaum daran, daß die frühe Stunde — es hatte gerade neun Uhr geschlagen — sich schlecht für den Besuch bei einer Dame eigne—er dachte nur an sein Lebensglück, über welches Lydia entscheiden sollte. Während Julius ungeduldig in der tiefen Fensternische stand, öffnete sich die Thür und Lydia trat in's Zimmer. Sie sah den jungen Mann nicht und so konnte sich Julius einige Augenblicke an ihrer Erscheinung weiden.

Lydia trug ein Morgengewand von taubengrauem Cachemir, welches sich in weichen Falten um die plastisch schöne Gestalt des jungen Mädchen legte. Das goldschimmernde Haar fiel in zwei langen, schweren Zöpfen über den Nacken herab und in den sonst so heiteren Augen lag ein schwermüthiger Ausdruck. Mit müdem Schritt zum Tische tretend, warf Lydia einen flüchtigen Blick auf die dort liegenden Briefe; dann sank sie in einen Sessel, stützte den Kopf in die Hand und seufzte tief und schmerzlich.

Jetzt hielt sich Julius nicht länger; hastig aus der Nische tretend, streckte er Lydia beide Hände entgegen und bot ihr mit bebender Stimme guten Morgen.

Lydia stieß einen leisen Schrei aus, als er so plötzlich vor ihr stand; ihr bleiches Gesicht röthete sich und die matten Augen glänzten, während sie ihre Hand in die seine legte. Aber dann überfiel sie eine plötzliche Schwäche — sie wurde leichenblaß und begann heftig zu zittern, so daß Julius auf's Höchste erschreckt, rief:

„Was ist Ihnen, Fräulein Lester — Lydia — Sie sind krank?"

„Ach ja — ich fühle mich krank," stammelte sie, offenbar froh, auf diese Weise ihre Aufregung erklären zu können.

„Haben Sie schon nach dem Arzt gesandt? Ich höre, daß der Oberst nach Stonebridge gefahren ist — holt er den Doktor?" rief Julius dringend.

Lydia schüttelte den Kopf und schlug die Augen nieder — es schien ihm, als vermeide sie seinen Blick.

„So lassen Sie mich den Doktor rufen?"

„Ach nein — mir kann kein Doktor helfen," flüsterte Lydia matt.

„So sagen Sie mir, was Ihnen fehlt, Lydia — vielleicht kann ich Ihnen helfen!"

O, wie sie sich sehnte, sich in seine Arme zu schmiegen und sich an seinem Herzen auszuweinen! Aber sie sagte das nicht — sie schüttelte nur stumm den Kopf und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Soll ich Ihnen meine Mutter senden, Lydia? Vielleicht kann sie Ihnen rathen — sie ist so verständig und so theilnehmend."

„Mir kann Niemand helfen," stammelte sie mit matter Stimme, „auch Frau St. George nicht."

Der junge Freiherr fühlte sich von tiefem Mitleid erfaßt — was mochte geschehen sein, daß Lydia plötzlich so fassungslos, so unglücklich erschien?

„Halten Sie mich nicht für undankbar oder unfreundlich, Herr St. George," sagte Lydia bittend, indem sie die Hand auf seinen Arm legte; „ich weiß, wie freundlich und theilnehmend Frau St. George ist, aber ich muß meinen Kummer allein tragen."

„Lydia," flüsterte Julius sanft, während er ihr tief in die thränenfeuchten Augen sah, „geben Sie mir das Recht, zwischen Sie und Ihre Sorge zu treten! Ich kann Sie nicht so unglücklich sehen; ich kam hierher, Ihnen eine Frage vorzulegen, die über mein und so Gott will auch Ihr Lebensglück entscheidet — Lydia — können, wollen Sie meine Gattin, meine über Alles geliebte Gattin werden? Laß mich Deinen Kummer theilen, meine Lydia — sage, daß Du mein sein willst — daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe!"

Er hatte den Arm um sie geschlungen und blickte Lydia flehend an; das junge Mädchen hatte seinen Worten mit Entzücken gelauscht — o wie süß mußte es sein, von seinem starken Arm durch's Leben geleitet zu werden — jeden Kummer an seiner treuen Brust ausweinen zu dürfen! Schon hob sie die Hand, um sie in die seine zu legen — sie schmiegte sich an ihn, wie ein scheues, ängstliches Vögelchen und auf ihren Lippen zitterte das entscheidende Ja, als ihr plötzlich eine Erinnerung zu kommen schien. Ein Ausdruck von Angst und Schreck trat in die eben noch so strahlenden Augen — sie entzog sich dem sie umschlingenden Arm und murmelte tonlos mit versagender Stimme!

„Ach — es kann ja nie und nimmer sein — ich darf nicht die Ihre werden!"

„Wie soll ich das verstehen?" rief Julius bestürzt; „sprich, Lydia — weshalb willst Du mir nicht angehören? Ist es, weil Du mich nicht liebst — weil Dir ein Anderer theurer ist als ich? Sprich es aus, wenn dem so ist — sage, daß Du mich nicht liebst und ich will nicht weiter in Dich dringen! Du schweigst Lydia—darf ich dies Schweigen zu meinen Gunsten deuten — kannst Du nicht sagen, daß Du mich nicht liebst?"

Ach nein — sie konnte es nicht sagen und er las die Antwort in ihren Augen, auf ihren plötzlich in heißer Gluth flammenden Wangen.

„Lydia — Du liebst mich," brach es jetzt jubelnd von seinen Lippen; „o, nun ich das weiß, ist alles Andere nur nebensächlich!"

Er zog sie in seine Arme und sie ließ es geschehen — ach, es ruhte sich so süß in seiner treuen Hut. Er bedeckte ihre Augen, ihre Lippen mit heißen Küssen — sie schalt sich schwach und feige, daß sie es duldete — sie war wie berauscht von der Seligkeit des Augenblicks und erst als Julius bittend sagte:

„Sprich es aus, Geliebte, daß Du mein bist — daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe," da brach der Zauber, der sie gefangen hielt, und sich ihm wiederum entziehend, murmelte sie:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Julius—es darf nicht sein—ich kann nie Dein Weib werden!"

Völlig gebrochen sank sie in die Kissen des Sessels zurück; sie wollte weiter sprechen, aber kein Laut entrang sich den bebenden, bleichen Lippen und ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft.

„Lydia — theure Lydia," rief Julius beängstigt, „so sage mir doch, was Dich quält? Ah — jetzt hab' ich's," sagte er, plötzlich sich besinnend, „daß ich daran auch nicht früher dachte! O, jetzt kenne ich Dein Geheimniß," schloß er in beruhigendem Tone; „soll ich Dir's sagen?"

„Was weißt — Du, Julius?" hauchte Lydia, tödtlich erschreckt, indem sie ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Mein Liebling — so beruhige Dich doch," bat Julius, „Du sollst ja alles erfahren. Als meine Mutter bei Dir gewesen, brachte sie's nicht über's Herz, mich über den Zweck ihres Besuches und die Unterhaltung, die sie mit Dir geführt, im Unklaren zu lassen — sie hat überhaupt kein Geheimniß vor mir. Sie sagte mir, daß sie Dir mitgetheilt, welche albernen Gerüchte über Dich kursirten und ich kann sehr wohl begreifen, daß dies Gerede der Leute Dich bitter kränken mußte. Dann —"

„Was sagte sie weiter?" rief Lydia ungeduldig.

„Sie sagte mir, daß sie Dir gerathen, eben um dieses Geredes willen, Deine Gäste zu verabschieden, und daß Du, mein Liebling, Dich geweigert, dies zu thun. Verstehe mich recht, Lydia — ich bin nicht der Ansicht meiner Mutter; als ich erfuhr, daß Du es abgelehnt, ihre Bitte zu erfüllen, war ich stolz auf Dich, denn ich sagte mir, wer so treue Freundschaft zu halten weiß, verdient wohl, daß man ihm felsenfest vertraut und —"

„Aber Julius — Du sprachst doch davon, mein Geheimniß errathen zu haben," unterbrach Lydia den jungen Freiherrn beunruhigt; „worauf bezieht sich Deine Vermuthung?"

„Eben auf das Gerücht, von dem ich sprach, Lydia. Wenn Du Dich weigerst, die Meine zu werden, so thust Du es, weil Du zu stolz bist. Es bedrückt Dich, mit dem Schatten, der über Dir hängt, Deine Hand in die meine zu legen und doch bedenkst Du nicht, daß sich gerade dadurch der Schatten leichter entfernen läßt! Du überschätzest überhaupt die Bedeutung des Geredes der Leute — nein, schüttle nicht den Kopf — ich will gar nicht bestreiten, daß die Sache auch für mich eine unangenehme Seite hat, aber in anderer Weise, als Du denkst. Ich will ganz offen reden, Geliebte — mein Vater hat sich von dem Gerede soweit beeinflussen lassen, daß er seine Einwilligung zu unserer Verbindung versagt und wenn Du meine Gattin wirst, ist es nicht der Erbe von Rockbyhall, in dessen Hand Du die Deine legst, sondern ein Mann, der nichts besitzt, als Deine Liebe und der erst arbeiten muß, um sich ein Vermögen zu erringen."

„O, ist das wahr?" rief Lydia strahlenden Auges.

„Ja, mein Liebling — es ist leider wahr. Mein Vater und ich hatten heute in aller Frühe eine Unterredung, deren Endresultat sich kurz dahin zusammenfassen läßt, daß ich vor der Hand ein Bettler bin."

„Und das um meinetwillen! Nein, unterbrich mich nicht, Julius — ich sehe schon, wie alles zusammenhängt. Als Du Deinem Vater erklärtest, Du wollest mir Deine Hand bieten, drohte er Dir mit Enterbung und dennoch hast Du Deine Absicht ausgeführt, um der Welt wie Deinem Vater zu beweisen, daß Dein Vertrauen zu mir nicht zu erschüttern sei! O Julius — wenn ich Dich nicht schon vorher geliebt hätte, müßte ich es jetzt thun," schloß Lydia schluchzend, „Dein Edelmuth beschämt mich."

„Mein süßes, holdes Lieb," flüsterte Julius, Lydia innig an sich ziehend.

Einen Moment ruhte sie wie selbstvergessen in seinen Armen, aber dann richtete sie sich entschlossen auf und sagte, freilich mit zitternder Stimme:

„Julius — jetzt heißt's scheiden und zwar für immer! Du hast mein Geheimniß nicht errathen — Gottlob, daß dem so ist — ich kann es leichter tragen, wenn es mich allein unglücklich macht. Die Welt nennt mich eine Abenteurerin — gebe der Himmel, daß ich keine härtere Bezeichnung verdiene!"

Ein Thränenstrom machte es Lydia für den Augenblick unmöglich, weiter zu sprechen; sie barg das Gesicht in den Händen und schluchzte bitterlich, während Julius stumm und wie erstarrt an ihrem Sessel lehnte.

Endlich hatte sich Lydia soweit gefaßt, um weitersprechen zu können.

„Ich will Dir wenigstens sagen, was ich darf, Julius," sagte sie trübe; „daß ich Dich liebe, heiß und innig liebe, habe ich Dir schon bekannt und mag das Geständniß nicht zurücknehmen — daß es das höchste, reinste Glück für mich wäre, Deine Gattin zu werden, an Deiner Seite durch's Leben gehen zu dürfen, will ich auch nicht leugnen! Sieh mir in's Auge, Julius," fuhr sie lebhafter fort; „lies in meinem Blick, daß ich die Wahrheit gesprochen, damit Du begreifst, was es für mich heißt, Dir und Deiner Liebe zu entsagen. Es ist ein Grund, ein unseliger Grund vorhanden, der mich zur Entsagung zwingt — in der Natur des Motivs liegt es, daß es verborgen bleiben muß — nie und nimmer darf es an's Tageslicht dringen. O, daß Du mich vergessen könntest, Julius, daß Du jeden Gedanken an mich aus Deinem Herzen rissest," schloß sie bitter, „Dir wäre wohler. Und nun versprich mir Eins — suche nie und nimmer mein Geheimniß zu ergründen, was Du auch über mich hören magst, versuche nicht, es Dir zu erklären — laß mich Dir ein Räthsel bleiben — ein trauriges Räthsel!"

Was sollte Julius St. George thun, was sollte er sagen, diesem Ausbruch der Verzweiflung gegenüber? Er kämpfte mit sich — hart und bitter kam es ihm an, ihren Wunsch zu erfüllen und doch sagte er sich, er müsse es thun.

„Gieb mir Dein Versprechen, Julius," flehte Lydia, „nicht weiter in mich zu dringen — die Natur meines traurigen Geheimnisses nicht ergründen zu wollen!"

„Ich verspreche es Dir, Lydia," sagte Julius endlich nach langem, innerem Kampfe, indem er ihre kalte, bebende Hand in die seine nahm, „aber sage mir, ob ich nichts thun kann, um Dir Deine Last zu erleichtern, Dich zu stützen?"

„Doch—Du kannst mir helfen, indem Du meine Freunde, den Obersten und seine Tochter, unter Deinen Schutz nimmst. Ich weiß, daß diese Bitte Dir noch dunkler erscheinen wird, als meine erste," sagte Lydia traurig, „und doch ist es mir heiliger Ernst mit derselben."

„Um Deinetwillen, Lydia, will ich für Deine Freunde thun, was in meinen Kräften steht," sagte Julius ernst.

„Gott segne Dich für diese Worte, Julius," flüsterte Lydia schluchzend, „und nun laß uns scheiden, sonst versagt mir die Kraft."

Er schloß die Geliebte an sein Herz — er hielt sie in den Armen, als ob er sie nimmer lassen wollte, und dann schieden sie mit einem letzten heißen Kuß.

Noch einmal — zum letzten Mal — tauchten beider Blicke ineinander; dann riß Lydia sich aus den sie umschlingenden Armen und winkte nach der Thür.

Julius verstand die stumme Bitte—er ging, während Lydia bitterlich weinend auf den Divan sank und das bleiche Gesicht in den Händen barg.

Siebzehntes Capitel.

Die Thränen verschafften Lydia Erleichterung; die seelische Spannung ließ nach und sie vermochte wieder klar und ruhig zu überlegen, was zunächst geschehen müsse.

Freilich wollte ihr das Herz brechen, wenn sie sich vergegenwärtigte, daß sie Julius vielleicht niemals wiedersehen würde und dann ach—es mußte sein und zwar zumeist um seinetwillen.

Sich die Augen trocknend, erhob sich Lydia endlich ziemlich gefaßt und als der Diener erschien, um zu fragen, ob er das Frühstück serviren solle, fand er seine Herrin eifrig mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt.

Der Brief war von Fräulein Stephan, der Institutsvorsteherin in Brighton, in deren Hause Lydia mehrere Jahre als Pensionärin gelebt und mit welcher das junge Mädchen dauernd in Correspondenz stand.

„Mein liebes Kind," schrieb Fräulein Stephan, „Dein Brief hat mich mit Angst und Sorge erfüllt; wenn ich nur ahnen könnte, was meiner heiteren kleinen Lydia begegnet ist! Daß Du mir jederzeit willkommen bist, bedarf keiner Versicherung; Du bist mir stets eine liebe Schülerin gewesen, und ich hoffe, Du wirst mich nicht kränken, indem Du meine Bitte, für die nächste Zeit als meine Freundin hier bei mir zu weilen, ablehnst! Ueber Deine spätere Stellung in meinem Hause sprechen wir schon noch; je eher Du kommst, desto mehr wirst Du mich erfreuen. Mit herzlichem Gruß
Deine Anna Stephan."

Zugleich mit der Meldung, daß das Frühstück servirt sei, erschien Herr Graham; er erwiderte Lydia's Morgengruß in seiner gewöhnlichen liebevollen Weise und wenn er die Thränenspuren in ihren bleichen Zügen bemerkte, so erwähnte er derselben nicht.

Während Lydia den Kaffee einschenkte, sagte sie:

„Onkel, ich möchte heute Nachmittag nach London fahren."

„Schön, Kleine—soll ich Dich begleiten?" frug Herr Graham, behaglich seine Eier verspeisend.

„Ja, Onkel, ich denke nicht mehr nach Sanssouci zurückzukehren."

„Mach' es ganz, wie's Dir gefällt, mein liebes Kind; ich für meine Person hänge durchaus nicht an Sanssouci. Gehen wir für den Winter nach London, oder wenden wir uns wieder nach dem Süden?"

„Ich möchte nach Brighton gehen, Onkel, und einige Zeit bei Fräulein Stephan bleiben."

„Hm—Du hattest immer eine Vorliebe für Brighton; der Ort ist auch wirklich allerliebst gelegen und Fräulein Stephans Haus war Dir jahrelang eine wahre Heimath. Soll ich vielleicht hierher zurückkehren und während Deiner Abwesenheit von Sanssouci zum Rechten sehen, Lydia?"

„Nein—danke, lieber Onkel—ich—ich habe daran gedacht—den — Obersten — für diese Zeit um die Beaufsichtigung des Schlößchens zu bitten," entgegnete Lydia stockend und verlegen.

Wenn Herr Graham die Sache seltsam fand, so äußerte er jedenfalls nichts dergleichen; er schwieg und wartete darauf, daß Lydia weitersprechen würde. Dies geschah denn auch nach einer Weile, das junge Mädchen blickte, während sie sprach, unverwandt in seine längst geleerte Tasse und es schien fast, als fürchte sie dem Blick des alten Herrn zu begegnen, als sie fortfuhr:

„Ich will hauptsächlich deshalb nach London fahren, Onkel; ich möchte die Angelegenheit mit Hilfe meines Sachwalters ordnen und Dir auch zugleich ein Jahrgeld aussetzen, was Du hoffentlich gern von mir annehmen wirst. Glaube nicht, daß es eine momentane Eingebung oder Laune ist, welche mich so sprechen läßt, Onkel," schloß Lydia traurig, als der alte Herr sich erhob und mit einer Geberde des Erstaunens vor ihr stehen blieb; „es wird mir selbst schwer genug, aber ich kann nicht anders."

„Ich glaube Dir, mein liebes Kind," sagte Herr Graham bekümmert; „ich weiß, daß Du, wenn es sich um so tief eingreifende Aenderungen handelt, nur dem Gebot der Nothwendigkeit folgst, und daß Du selbst schwer unter dieser Nothwendigkeit leiden mußt. Wollte Gott, ich könnte Dir helfen, Du armes Kind!"

„Mir kann Niemand helfen," versetzte Lydia trübe, während sie dem alten Herrn seufzend die Hand bot und sich dann in ihr Zimmer begab.

Später am Vormittag ließ Lydia ihre Freundin bitten, ihr eine Viertelstunde zu schenken, und als Ines erschien, sagte sie sanft und freundlich:

„Ines, setze Dich zu mir, ich habe Dir etwas zu sagen."

„Was ist denn geschehen, Lydia?" fragte Ines, bestürzt ob Lydias bleichen Aussehens.

„Mir fehlt nichts," sagte Lydia ausweichend. „Ich habe nur schlecht geschlafen. Aber laß mich zur Sache kommen, Ines—nicht wahr, Du hast Deinen Vater sehr lieb?"

Ines wußte nicht, was sie auf diese Frage, die sie durchaus nicht erwartet hatte, erwidern sollte.

„Es versteht sich ja von selbst, daß ich meinen Vater lieb habe," meinte sie dann halb zögernd, „wenn ich auch nicht gerade mit schwärmerischer Zärtlichkeit an ihm hänge und—"

„Das meinte ich auch nicht, Ines," fiel ihr Lydia in's Wort. „Ich wollte mich nur vergewissern, daß es Dir sehr schmerzlich wäre, von Deinem Vater getrennt zu werden."

Ines glaubte jetzt den Sinn von Lydias Frage zu verstehen und sie erschrak heftig; offenbar hatte der Oberst einen Korb erhalten und Lydia erwartete, daß Vater und Tochter Sanssouci bald möglichst verlassen würden. Diese Perspektive erschien ihr aber durchaus nicht verlockend und so fingirte sie heftige Aufregung, führte ihr Taschentuch an die Augen und rief mit einem schmerzlichen Ausdruck:

„Ach, Lydia—Du willst mich doch nicht gar von hier wegschicken? Sanssouci erscheint mir täglich schöner und wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich vielleicht wieder das elende Wanderleben führen soll, das ich verabscheue, könnte ich mir die Augen aus dem Kopf weinen. Es ist mir schon schwer genug geworden, meine unabhängige Stellung in Brighton aufzugeben, um meine Pflicht gegen meinen Vater zu erfüllen, aber —"

„Beruhige Dich, Ines — Du sollst Sanssouci nicht verlassen," unterbrach Lydia die Aufgeregte tröstend; „ich selbst muß eine Reise antreten und so wollte ich Dich und Deinen Vater bitten, inzwischen Sanssouci als Eure Heimath zu betrachten."

„O Lydia—ist das Dein Ernst?" rief Ines erfreut. „Gott sei Dank, daß meine Sorge unbegründet war. Ich kann mir gar nichts Schöneres denken, als Sanssouci für Dich zu verwalten und zugleich mit meinem Vater vereint bleiben zu dürfen," schloß sie mit geschickter Redewendung—sie war eine jener Naturen, welche nie um eine Ausflucht verlegen sind und wenn man sie von einem Thurm herabgeworfen hätte, wäre sie sicherlich gleich einer Katze auf ihre Füße gefallen.

Am Nachmittag verließ Lydia in Begleitung Herrn Grahams Sanssouci; ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie den letzten Blick auf all' die Punkte warf, an welchen sie sich so glücklich gefühlt, und Herr Graham athmete erleichtert auf, als er endlich mit Lydia in dem nach London fahrenden Schnellzug saß und Stonebridge ihren Blicken entschwand.

Oberst Lukas kehrte nach zehntägiger Abwesenheit nach Sanssouci zurück; die kurze Zeit hatte in äußerst vortheilhafter Weise auf seinen äußeren Menschen gewirkt und das Sprichwort „Kleider machen Leute" bewährte sich auch in diesem Fall glänzend. Der Oberst sah jetzt wie ein stattlicher Militär aus, und wenn er in seinem neuen, eleganten Anzug durch die Straßen von Rockby schlenderte, dachte er offenbar nicht mehr daran, wie schäbig er früher gewesen.

Da er mit dem weiblichen Theil der Dienerschaft auf Sanssouci stets auf sehr vertrautem Fuß gestanden hatte, so war das freundliche Lächeln, mit welchem Kate ihn begrüßte, als sie ihm bei seiner Ankunft in Sanssouci die Thür öffnete, wohlverdient.

Der Oberst griff der hübschen Dirne scherzend unter's Kinn und schien nicht übel Lust zu haben, von den frischen Lippen einen Kuß — nicht den ersten — zu pflücken, aber nach näherer Ueberlegung verschob er diesen Genuß auf eine passendere Gelegenheit und fragte deshalb nur leichthin:

„Na, Kate, geht alles gut? Wo finde ich Deine Herrin?"

„Fräulein Lydia—ei Du meine Güte, woher soll ich denn das wissen?" kicherte das Mädchen.

„Wieso — was soll das heißen?" rief der Oberst ungeduldig.

„Ja mein Gott, sie ist doch schon über acht Tage fort und ich dachte —"

„Wer ist fort?" frug der Oberst jetzt heftig.

„Nun, wer sonst, als Fräulein Lydia," lautete die schnippische Antwort.

„Fort?" wiederholte der Oberst bestürzt und ungläubig; „und Herr Graham?"

„Der ist auch fort — wir dachten Alle, Sie wüßten es."

„Wo ist denn aber meine—meine Tochter?"

„O, Fräulein Lukas ist im kleinen Salon."

Hastigen Schrittes ging der Oberst durch den Corridor und trat in das bezeichnete Gemach, in welchem er Ines, auf einer Chaiselongue liegend und einen französischen Roman lesend, fand.

Ines beeilte sich durchaus nicht, ihre Lektüre zu beenden; sie nickte dem Eintretenden nachlässig zu und las ruhig weiter.

„Was ist denn hier vorgegangen?" frug der Oberst in spanischer Sprache; er wußte, daß Kate eine Vorliebe für Schlüssellöcher hegte.

Ines schloß gähnend ihr Buch.

„Was meinst Du?" sagte sie mit gut gespieltem Erstaunen.

„Sei doch nicht so albern — Du weißt recht wohl, was ich meine. Wo ist Lydia?"

„Ach so — ja freilich, das interessirt Dich. Hier—dieser Schlüssel öffnet das oberste Fach des Schreibtisches; in diesem Fach findest Du einen Brief, der Dir alles erklärt und mich der Mühe überhebt, Dir die Sache mitzutheilen."

Der Oberst öffnete das bezeichnete Fach des eleganten Schreibtisches und fand in demselben einen Brief, der seine Adresse trug. Das Schreiben war versiegelt gewesen; wer dasselbe geöffnet, konnte dem Obersten kaum zweifelhaft sein und wohl nur der Form halber fragte er heftig:

„Wer hat es gewagt, den an mich adressirten Brief zu erbrechen?"

„Ich bekenne mich schuldig," sagte Ines lachend; „Lydia trug mir auf, den Brief wohl zu bewahren und Dir denselben selbst in die Hand zu geben und so schloß ich, daß das Schriftstück wichtige Mittheilungen enthalten müsse. Wie Du weißt, sind Mann und Frau eins — von dieser Erwägung ausgehend, erlaube ich mir, den wirklich für mich höchst interessanten Brief zu öffnen."

Der Oberst warf seiner Gefährtin einen finsteren Blick zu und entfaltete dann das Schreiben, welches er hastig las. Alsdann stieß er einen Fluch aus, den man vergeblich in einem Komplimentierbuch suchen würde und mit geballter Faust auf Ines zutretend, zischte er:

„Warte, ich werde Dich lehren, meine Briefe zu öffnen!"

Ines lachte verächtlich.

„Willst Du vielleicht noch einen dritten Mord auf Dich laden?" frug sie höhnend; „ich sollte denken, Du könntest an zweien genug haben!"

Er zuckte zusammen.

„Wer sagt Dir, daß ich Dich umbringen will?" frug er dann giftig; „ich wollte Dich nur züchtigen, wie Du es verdienst."

„Rühr' mich nicht an," rief Ines drohend; „sowie Du Dich soweit vergißt, überliefere ich Dich der Polizei."

Die noch immer erhobene, geballte Faust des Obersten sank machtlos herab und ihr Besitzer begnügte sich damit, etliche Kernflüche auszustoßen.

„Fluchen magst Du nach Belieben," sagte Ines kühl, „aber merke Dir für künftige Fälle nur eins. Sobald Du wieder Miene machst, mich zu schlagen, erfährt die Polizei, daß Dein eigentlicher Name Fenton lautet, und daß Du vor nunmehr 22 Jahren Deinen Freund Lester und dessen Diener in einem Gartenhause am Dart ermordet und verbrannt hast!"

Der Oberst war sehr bleich geworden, während Ines diese Worte gesprochen hatte; er blickte scheu nach der Thür, als sie den Namen Fenton nannte und nachdem er vergeblich versucht hatte, die furchtbare Beschuldigung durch ein verächtliches Lächeln in Abrede zu stellen, wandte er seine Aufmerksamkeit dem Brief zu, den er noch immer ungelesen in der Hand hielt, um zu sehen, inwieweit derselbe die Worte, welche Ines ihm entgegengeschleudert hatte, rechtfertigte. Die Anrede, welche Lydia gebraucht hatte, mußte Ines über die Beziehungen, in welchen Lukas zu Fräulein Lester stand, genügend aufgeklärt haben und zornig mit dem Fuße stampfend, las der Oberst weiter:

„Nach langer und reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Entschluß gelangt, eine dauernde Trennung unserem Zusammenleben vorzuziehen. Es ist mir unmöglich, die Empfindungen, welche schon Dein Anblick in mir erzeugt, zu überwinden und zu verbergen — unser Zusammenleben würde mir Qualen bereiten, welche ich nicht zu ertragen vermöchte. Zudem müßte die Anomalie, welche in unseren Beziehungen liegt, Verdacht erregen und ich würde beständig vor einer Entdeckung zittern. Hauptsächlich um Ines willen, die uns beiden gleich theuer ist und nahe steht, möchte ich einer solchen Eventualität vorgebeugt wissen — nie und nimmer soll sie das unselige Geheimniß kennen lernen, welches mich mit Angst und Sorge erfüllt.

Ich werde mit meinem Sachwalter zu Rathe gehen und ihn beauftragen, Dir Alles, was ich besitze, zur freien Verfügung zu überweisen, mit Ausnahme einer jährlichen Rente für Herrn Graham, welcher sein Geschäft seiner Zeit auf meine Bitte aufgab, um mich auf meinen Reisen zu begleiten, und ferner eines in Starsand gelegenen Grundstückes, welches ich für die dortigen Armen gekauft habe und ihnen zu sichern wünsche.

Ich hoffe und wünsche, daß unsere Lebenswege sich niemals wieder kreuzen mögen; sollte indeß jene oben bereits angedeutete Eventualität eintreten, dann sende mir Botschaft. Ich werde von Zeit zu Zeit an Ines schreiben und so kannst Du stets durch sie erfahren, wo ich mich befinde. Lydia."

„Also aus diesem Briefe willst Du ersehen haben, daß ich identisch mit Fenton bin?" fragte der Oberst, der sich während des Lesens wieder völlig gefaßt hatte, spöttisch. Dabei faltete er Lydia's Schreiben gleichmüthig zusammen, steckte dasselbe in seine Brieftasche und blickte Ines herausfordernd an.

„Ich bin meiner Sache völlig sicher," sagte Ines kalt.

„So — darf ich fragen, woher diese Sicherheit stammt?"

„Aus meiner Ueberzeugung, Du bist ein zu vollendeter Schurke, um nicht identisch mit Fenton zu sein."

Der Oberst verbeugte sich geschmeichelt und Ines fuhr fort:

„Ich habe mich in den Besitz der Akten zu setzen gewußt, welche hinsichtlich jenes tragischen Vorfalls seiner Zeit aufgenommen worden sind; eine Copie steht jederzeit zu Diensten, falls die Sache Dich interessiren sollte. Wenn ich diesen Brief und die Akten zusammenhalte, müßte ich wahrhaftig mehr als albern sein, um nicht zu entdecken, daß Du Fenton bist."

Der Oberst fühlte, daß ihm die Knie zitterten; er ließ sich schwer in einen Sessel fallen, stützte den Kopf in die Hand und starrte finster vor sich nieder, während Ines ihn mit höhnischem Blick maß.

„Wenn es nöthig wäre, könnte ich auch noch weitere Beweise vorlegen," sagte sie dann gleichgiltig.

„Und welche, wenn ich fragen darf?"

„Ah — die Angelegenheit scheint Dich doch zu interessiren," lachte Ines; „ja, ich kenne meine Leute. Also merke wohl auf — 22 Jahre verändern jeden Menschen mehr oder weniger, demnach bin ich fest überzeugt, daß, falls ich ein Inserat in die Zeitung setze, des Inhalts „Freunde der Herren Lester und Fenton werden um ihre Adresse gebeten" und zur Erläuterung des Inserats einen kurzen Abriß dessen, was sich vor 22 Jahren in jenem Gartenhause abspielte, beifüge, eine oder die andere Antwort einlaufen wird. Von diesen noch lebenden Freunden läßt sich ja leicht Näheres über das Aeußere jenes Fenton erfahren und event. würdest Du Dich sogar einer Okularinspektion unterwerfen müssen, wozu Dich schlimmstenfalls die Polizei auffordern dürfte."

„Schlange", fuhr es zischend von den Lippen des Obersten, während er in ohnmächtiger Wuth die Hände ballte und nicht übel Lust zu haben schien, seiner Peinigerin den Hals umzudrehen. Vielleicht drückte sein Gesicht diesen Wunsch allzu deutlich aus, denn Ines, welche bisher nachlässig in den Kissen der Chaiselongue gelehnt, richtete sich plötzlich auf und dem Obersten lächelnd die Hand entgegenstreckend, sagte sie in gänzlich verändertem Tone:

„Geben wir die Plänkelei auf! Ich glaube Dir gezeigt zu haben, daß es vortheilhafter für Dich sein dürfte, mit mir auf gutem Fuße zu stehen und in diesem speziellen Fall würde es sich für Dich empfehlen, ehrlich zu sein und mich in das Vertrauen zu ziehen."

„Meine Erfahrungen sind nicht derart, daß sie mir Vertrauen zu Dir eingeflößt hätten," knurrte der Oberst.

„Hm — Du mußt ja wissen, wie weit Du gehen darfst und ob es vortheilhaft für Dich ist, mir feindlich entgegenzutreten," bemerkte Ines gleichmüthig.

„Was willst Du denn eigentlich?" fragte der Oberst unsicher. „Du möchtest vermuthlich das in Aussicht stehende Vermögen mit mir theilen, he?"

„Ja, das möchte ich."

„Ich hätte mir's denken können. Dein eigenes Spiel wirft nichts ab und so soll ich mit Dir Halbpart machen."

„Einstweilen habe ich mein eigenes Spiel noch nicht begonnen und so kann von dessen Rentabilität wohl kaum die Rede sein. Für's Erste genügt mir die Theilhaberschaft an Deinem Gewinn."

„Hm—es ist Dir wohl noch nicht eingefallen, daran zu denken, daß es mir vielleicht nicht gefällt, Dich als Compagnon aufzunehmen? Jedenfalls muß ich mir's erst überlegen."

„Aber nicht lange, wenn ich bitten darf. Entweder spielen wir gemeinschaftlich, oder wir spielen gegeneinander —ob Letzteres uns Gewinn brächte, überlasse ich Deiner Beurtheilung."

„Na, wenn ich auf eigne Hand spiele, fällt mir Lydias Vermögen auch allein zu," brummte der Oberst, „das ist glatte Rechnung."

„Du vergissest, daß es weniger darauf ankommt, ob Du allein spielst, als vielmehr, ob ich nicht gegen Dich spiele, was ich in diesem Fall unzweifelhaft thun werde. Zudem ist Lydias Vermögen noch nicht auf Dich übergegangen und es kostet mich nur ein Wort, um zu verhindern, daß es überhaupt geschieht."

„Und wie wolltest Du das in Scene setzen, wenn ich fragen darf?"

„Auf sehr einfache Art, indem ich Lydia beweise, daß Du keinerlei Ansprüche an sie hast! Ich brauche ihr nur zu sagen, daß sie ihr Vermögen einem Betrug, einem Hirngespinnst opfert—daß Du in keiner Beziehung zu ihr stehst und daß Du James Fenton bist! Glaubst Du nicht, daß meine Mittheilung Effekt machen wird und daß Lydia mir aus Dankbarkeit alles bewilligt, um was ich sie allenfalls bitte?"

„Du bist ein Satan," knirschte der Oberst, „aber ich kann Dir auch Dein Spiel verderben. Wenn Lydia erfährt, daß Du meine Gattin bist, ist's mit Deinem Einfluß aus und auf St. George und Rockbyhall brauchst Du Dir keine Rechnung mehr zu machen."

„Das weiß ich und deshalb schlug ich vor, unsere Karten zusammenzuwerfen."

„Ich kann mich heute noch nicht entscheiden," sagte der Oberst mürrisch, „es ist zu viel zu bedenken."

„Gut, höre mein letztes Wort: Wenn ich nicht bis morgen um diese Zeit im Besitz Deiner Entscheidung bin, schreibe ich an Lydias Rechtsanwalt und theile ihm mit, wer sich unter dem Pseudonym des Obersten Lukas verbirgt."

Angesichts der ihm gestellten Wahl gab der Oberst klein bei, freilich nicht ohne sich innerlich zu geloben, daß er Ines trotz alledem hinter's Licht führen wolle; er würde schon Mittel und Wege finden, den Löwenantheil von Lydias Vermögen ihren Argusaugen zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein guter Wunsch. Die kleine Josephine (am Neujahrstag zu ihrer Gouvernante): „Ich wünsche Ihnen, Fräulein, zum neuen Jahre, daß ich immer recht brav bin!"

Der fragwürdige Baron.

Die 'reinfallenden Amerikanerinnen, welche sich blaublütige Gatten verschaffen wollen, werden nicht alle. Schon wieder ist über einen bezeichnenden Fall dieser Art zu berichten. Mit dem Dampfer „Gallia" ist eine Dame, die sich „Baronin Sucrow" nennt, nach Europa abgereist, um ihren Gatten aufzusuchen, den sie aber, allen Anzeichen nach, schwerlich dort finden wird. Die Vorgeschichte der romantischen Affäre ist folgende:

Im vergangenen Jahre kehrte die 32jährige Minnie Constable von Baltimore, die von ihren Eltern ein Vermögen geerbt hatte, von Europa nach ihrer Heimath zurück und machte die Bekanntschaft eines Mannes, der sich „Baron Feodor Emil Oscar Sucrow" nannte und behauptete, er sei Major der deutschen Armee. Er erzählte von ungeheuren Reichthümern, über die er dereinst verfügen würde, und wußte der Amerikanerin so den Kopf zu verdrehen, daß sie sich mit ihm trauen ließ. Sie kamen nach New York und quartierten sich in einem fashionablen Kosthaus ein, doch wurden die Flitterwochen durch den Umstand getrübt, daß der Herr Baron nicht einen Cent hatte, und seine Frau Alles bezahlen mußte. An Entschuldigungen fehlte es dem Baron jedoch nicht, er erzählte, sein Vater, ein Mann von 90 Jahren und starrer Aristokrat, habe ihm, weil er eine Amerikanerin geheirathet, das Einkommen von seinen eigenen Gütern vorläufig abgeschnitten. An guten Aussichten fehlte es der Baroneß überhaupt nie, — machte doch der Baron im Durchschnitt wöchentlich eine Erbschaft. Bald tischte derselbe eine neue Geschichte auf. Sein Vater ging in seinem Zorn soweit, den Major zur Armee zurückbeordern zu lassen. Und da dieser dem Befehl nicht nachkam, wurde er von einem Kriegsgericht in contumaciam zu irgend etwas Schrecklichem verurtheilt. Das war um so mehr zu bedauern, als der Baron gerade um die Zeit $250,000 von seiner Mutter erbte. Die gute Mutter hatte sogar ihrer Schwiegertochter $25,000 vermacht. Leider wußte der „Alte" des Barons die Auszahlung der Erbschaft zu hintertreiben. Doch der Gemaßregelte vertröstete seine vertrauensselige Gattin mit dem weisen Spruch, ewig könne ja der gefühl- und herzlose Neunzigjährige nicht leben.

Einen Monat später erbte der Baron angeblich eine Jahresrente von $14,000 von einer Taufpathin und eine solche von $6000 von einem Freunde. Diese Erbschaften konnte der „Alte" nicht wegschnappen, aber vor dem 1. August ließ sich nichts realisiren. Mit Lammesgeduld deckte die Baroneß alle Ausgaben auch fernerhin. Vor sechs Wochen war ihr Vermögen soweit zusammengeschrumpft, daß das Uebersiedeln nach einem bescheidenen Quartier erforderlich wurde. Noch immer wollte der alte Baron nicht sterben. Da—ein neuer Hoffnungsstrahl! Der Onkel des Barons meldete, daß er nach Amerika unterwegs sei, seinen Neffen und dessen Gemahlin zu besuchen. Der Onkel, ein guter, steinreicher Mann, werde vorläufig für das Paar sorgen. Leider aber starb der gute Onkel auf der Ueberfahrt, und sein Leichnam segelte nach Europa zurück, um in der Gruft der Väter beigesetzt zu werden. Glück hatte der Baron jedoch selbst im Unglück. Der gute Onkel vermachte ihm $5,500,000, die sein Vater nicht anrühren konnte.

„Nach Deutschland, wir gehen nach Deutschland!" rief der Baron der Baroneß zu, „ich trotze dem väterlichen Zorn, sowie dem kriegsgerichtlichen Urtheil und trete des Onkels Nachlaß an. Aber wo Reisegeld hernehmen?" Die Baroneß gab, bis auf eine Summe von $60, alles her, was ihr noch verblieben war, damit der Baron die Schiffskarten kaufe. Er ging, kam aber nicht wieder. Vor einigen Tagen traf ein Brief von ihm ein, worin er sagte, er sei allein mit dem Dampfer „Alaska" abgefahren, weil ihm der Muth gefehlt habe, der Baroneß zu sagen, daß nach der neuesten Schreckenskunde das Testament des guten Onkels von anderen Erben angefochten werde. Er knüpfte daran die Bitte, die Baroneß solle einen Monat recht sparsam leben, bis dahin werde er mit Schätzen reich beladen wiederkehren. Die Baroneß glaubte, die neue Enttäuschung habe dem Baron temporär den Verstand geraubt. Schnell entschlossen kabelte sie nach Liverpool an den Baron, dieser möge sie dort erwarten, sie folge mit der „Gallia". Wer den Empfang der Kabeldepesche bescheinigen soll, weiß man nicht—auf der Passagierliste der „Alaska" fehlt der Name des Barons.—Während die arme Baroneß der alten Welt zusteuert, erzählen sich die Baltimorer, daß der Baron dort bei einigen Capitalisten Gelder zur Ausbeutung seiner angeblichen Diamantenfelder in Südamerika aufzunehmen suchte, dieselben aber nicht auf den Leim gingen.

Heilbarkeit des Wahnsinns.

Wenn Jemand vom Wahnsinn bedroht ist, so verschieben seine Angehörigen und Freunde meist seine öffentliche Behandlung bis zum letzten Augenblick, weil sie ein begreifliches Bangen vor der Oeffentlichkeit haben, und dadurch ist vielleicht schon manchmal die letzte Aussicht auf Genesung zerstört worden. In einem Irrenhause gewesen zu sein, mag den oder die Betreffende dauernd in gesellschaftlicher und geschäftlicher Hinsicht schädigen, auch wenn eine Heilung erfolgt ist; denn noch immer glauben Viele, daß Wahnsinn unter keinen Umständen wirklich heilbar sei, und bringen Jedem, der einmal auf Wahnsinn behandelt worden ist, Vorurtheile entgegen. Das ist beklagenswerth, ebenso wie die Thatsache, daß im Hinblick hierauf Wahnsinnsfällen die richtige und zeitige Behandlung entzogen wird.

Der jüngste Jahresbericht des bekannten Irrenasyls von Elgin, Ill., enthält einige lehrreiche Mittheilungen bezüglich der Heilbarkeit des Wahnsinns. Im vergangenen Jahre wurden daselbst 44.77 Procent aller Fälle — bei einer Wahnsinnsdauer von weniger als 3 Monaten—kurirt. Und es wird behauptet, daß diese Angabe eigentlich zu niedrig gegriffen sei; denn da es bekannt ist, daß fast Jeder, dessen Geisteskrankheit erst neueren Ursprungs ist, in jene Anstalt aufgenommen wird, so fühlen sich Diejenigen, die einen Patienten dort unterbringen möchten, versucht, den Beginn der Krankheit möglichst spät zu datiren. Daran wird die Versicherung geknüpft, daß von Wahnsinnsfällen, die in den ersten drei Monaten nach ihrem Auftreten in geeignete Behandlung kommen, sich 60 unter 100 heilen ließen, manchmal sogar 70 Heilungen unter 100 solcher Fälle erzielt worden seien, vorausgesetzt, daß nicht eine organische Verletzung die Genesung des Patienten ausschließe. Mit anderen Worten heißt das: Die Aussichten, den Wahnsinn zu heilen, sind durchaus nicht schlechter, als bei jedem schwereren Körperleiden. Nur muß rechtzeitig dagegen eingeschritten werden.

Die Behauptung, daß der böse „Liquor" die Irrenasyle fülle, wird — beiläufig bemerkt — durch den vorliegenden Jahresbericht nicht bestätigt. Denn von 173 Personen, die im vorigen Jahre aufgenommen wurden, waren nur 7 durch Trunksucht wahnsinnig geworden, — gerade so viele, wie durch religiöse oder politische Aufregung.

Zur Geschichte der Seide.

Aus dem alten Rom sind im Anfang der christlichen Aera enorme Beträge gemünzten und ungemünzten Geldes nach dem fernen Orient geflossen für den Ankauf von Seidenwaaren; denn diese konnten nur für Baargeld erlangt werden. In China war der Seidenbau vor 4000 Jahre vor Christus bekannt; von dort gelangte er erst viele Jahrhunderte später nach Indien und anderen Nachbarländern, denn China behielt das Geheimniß der Seidenmanufactur, das so einträglich für das „himmlische Reich" war, sehr lange für sich.

Spielte schon bei den Griechen, welche zuerst durch den asiatischen Feldzug Alexanders des Großen mit der Seide bekannt geworden zu sein scheinen, ohne jedoch ihre Herstellung sich anzueignen, dieser Stoff als Luxusgegenstand eine bedeutende Rolle, so fröhnten die Römer, d. h. die reichen Classen, diesem Luxus in geradezu unheimlicher Weise. Plinius veranschlagte die Gelder, welche im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung jedes Jahr aus Rom nach China und Indien für Kleiderstoffe gingen, auf eine Summe, die heutzutage etwa 30 Millionen Dollars repräsentiren würde! Das mag eine ungenaue Angabe sein; sicher ist jedenfalls, daß damals der luxuserzeugende Orient die Geldschätze der „Herren der Welt" in großartigem Maßstabe aufsaugt.

Die Seide und das Steigen des Geldwerthes wurden eine große Gefahr, und gegen Anfang des 6. Jahrhunderts erschien es absolut nothwendig, wenigstens dafür zu sorgen, daß das Rohmaterial im Lande selbst, oder doch wenigstens in größerer Nähe, erlangt werden konnten. Indeß blieben alle dahingehenden Versuche fruchtlos, bis im Jahre 555 zwei persische Mönche, die mit einer Mission im nördlichen Indien in Verbindung standen, sich dem Kaiser Justinianus erboten, nach China zu gehen, um alle nöthige Auskunft über die Seidencultur zu erlangen. Ihr Anerbieten wurde angenommen, und noch vor Schluß des Jahres kehrten die Mönche mit Maulbeer-Samen und Seideneiern zurück, die sie in ihren aus Bambusrohr bestehenden Pilgerstäben versteckt hatten.

Nun stand der Verbreitung des Seidenbaues kein Hinderniß mehr im Wege. Derselbe erblühte in Kleinasien und ganz Griechenland, besonders da man fand, daß der Maulbeer-Baum, welcher die Seidenraupen nährt, in diesen Ländern einheimisch war. Die Araber brachten den Seidenbau auch nach Spanien. Nach Italien selbst verpflanzte sich derselbe aber erst lange nach dem Untergang des römischen sowie des römisch-griechischen Reiches, nämlich im 12. und 13. Jahrhundert. Nach Frankreich soll der erste Maulbeer-Baum 1268 gelangt sein.

Die Mohammedaner haben den Seidenbau überall ausgebreitet, wohin ihre kriegerischen Anhänger kamen, vor Allem im nördlichen Afrika und, wie schon erwähnt, in Spanien. Sie begründeten auch hauptsächlich die heutige Stellung der Seide als Handelsartikels. In Spanien erlangte die Seidencultur nicht die Bedeutung, die sie hätte erreichen können. Natürlich trugen auch die Kreuzzüge dazu bei, die Seide mehr im Westen in Umlauf zu bringen; aber die christlichen Nationen des Westens hatten damals kein Geld, um einen großartigen Gebrauch davon zu machen.

— Der frühere Tenorist Lherie hatte sich im Jahre 1866 in Paris mit einem Fräulein Abazaer verheirathet, nach zwölfjähriger Ehe ward er seiner Frau herzlich müde, zumal er damals neue Beziehungen zu einer Amerikanerin, eine Miß Dumsday, angeknüpft hatte. Zu jener Zeit war die Scheidung in Frankreich noch nicht wieder eingeführt. Mr. Lherie wußte sich jedoch zu helfen. Seine Kenntniß der Operette und die für einen Franzosen unheimlichen geographischen Kenntnisse, welche er bei seinen Gastspielen in fremden Landen erworben, gaben ihm ein Auskunftsmittel an die Hand. Fern in Siebenbürgen existirte, wie er wußte, eine protestantische Secte, deren Geistliche sich das Recht zuschreiben, die Ehebündnisse ihrer Gläubigen, ohne Rücksicht auf das Staatsgesetz, zu schließen und zu lösen. Der Franzose und die Amerikanerin übersiedelten in aller Eile nach Kutoz-Szvar, wo der Pastor keinen Anstand nahm, die Scheidung des Sängers von seiner ersten Frau auszusprechen und ihn nach den Satzungen der Secte zum zweiten Male zu verheirathen. Wieder verstrichen Jahre; endlich aber fand sich die echte, erste Frau Lherie veranlaßt, sich an die französischen Gerichte zu wenden, welche selbstverständlich diese Operetten-Ehe nicht anerkannt, sondern in allen Instanzen die rechtliche Ungiltigkeit dieser Verbindung ausgesprochen haben. Der Pariser Appellhof hat jedoch bei der dieser Tage erfolgten Bestätigung des Urtheils darauf Rücksicht genommen, daß Fräulein Dumsday bei Abschluß der Ehe ihrerseits in gutem Glauben gehandelt, und deshalb ihre beiden Kinder für legitime erklärt.

— Im Czernowitzer Theater brach während einer Vorstellung, „Der Meineidbauer", eine Feuerpanik aus, die leicht die ernstesten Folgen nach sich hätte ziehen können. Das Haus war total ausverkauft und das Publikum folgte eben mit Spannung den Vorgängen auf der Bühne, als im Zuschauerraume ein lauter Knall ertönte. Gleichzeitig wirbelte über einer Loge dichter Rauch und Qualm empor und klirrende Glasscherben fielen in das Parquet hinab. Das Theater ist mit Petroleum beleuchtet und eine der Petroleumlampen war explodirt. Der brennende Inhalt der Lampe ergoß sich auf den Mittelgang des Parquets und die Flammen drohten sich rasch zu verbreiten. Angsterfüllt drängte sich das Publikum den Ausgängen zu. Einen Moment lang war die Gefahr vorhanden, daß dieses ungestüme Hinausdrängen mehr Unglück anrichten werde, als das an sich unbedeutende Feuer. Der Vorhang mußte hinuntergelassen und die Vorstellung unterbrochen werden. Mittlerweile hatten Theaterbedienstete den Brand durch Teppiche erstickt und von der Bühne herab konnte dem Publikum die beruhigende Erklärung gegeben werden, daß alle Gefahr vorbei ist.

— Dem Werkzeugfabrikanten Wagner-Schneider in Steckborn im Schweizer Canton Thurgau ist es gelungen, eine Schreibmaschine für Blinde zu construiren, welche dem Sehenden, der mit dem Blinden schriftlich zu verkehren hat, der Nothwendigkeit enthebt, irgend eine der sogenannten Blindenschriften zu erlernen. Wenn der Blinde an der Maschine schreibt, so entstehen für ihn zur Controle die sogenannten Brail'schen Punktbuchstaben, für den sehenden Leser die gewöhnlichen Schriftzeichen. Der normale Mensch producirt ebenso bei diesem Apparat zugleich mit den für ihn lesbaren Buchstaben die dem Blinden verständlichen Zeichen. Fachleute haben die Erfindung für eine überaus brauchbare und wohlthätige erklärt.

— Keine Verstellung. Mutter: „Aber Kind, wie kannst Du mit dem Herrn Assessor so vertraut thun! Das schickt sich doch durchaus nicht!" — „Ach, Mütterchen, was sollen wir uns verstellen, wir wissen ja doch, daß wir uns bekommen!"

Metamorphose.

Nach Darwin's Lehre ist der Ahn'
Der Menschen, der Affe gewesen.
Bedenklich schüttelte ich mein Haupt,
Als ich die Behauptung gelesen.

Ging d'rauf auf die Straße, da seh' ich dort
Mit Klemmer und spitzen Schuh'n
Einen Gecken und gar sinnend that
Mein Auge auf diesem ruh'n.

O Darwin — Du Großer — Du hast Recht
Du hast gar Großes geschaffen,
Doch hier ging eine seltsame Wandlung vor —
Der Mensch ward wieder zum — Affen!

— Seelengröße. König Gustav der Dritte von Schweden (1771—1792) hatte unter dem hohen Adel seines Landes zahlreiche Feinde, deren Nachstellungen er schließlich unterlag. Einige dieser erbitterten Widersacher verbanden sich mit einem jungen, geistvollen Dichter, der die Gabe des Witzes in hohem Grade besaß, und bestimmten ihn, eine Reihe beißender Satiren gegen den Landesherrn zu schreiben. Dem König blieb das nicht verborgen; er ließ sich die giftgetränkten Pfeile des Poeten kommen und nach der Lektüre der untrügbar packenden Sachen den Verfasser vor sich bescheiden. Zitternd erschien der Erschrockene vor dem Monarchen in der Voraussetzung, der Tod oder harte Gefangenschaft werde ihn treffen. Doch Gustav empfing ihn gütig, erkundigte sich nach seinen persönlichen Verhältnissen und sagte schließlich in wohlwollendem Tone: „Ich habe Ihre poetischen Produkte gelesen, junger Mann, und finde dieselben nicht übel, nur mißfällt es mir, daß Sie Ihr Talent meinen Gegnern verkaufen. Es fehlt Ihnen offenbar an Brod. Um diesem Mangel abzuhelfen, ernenne ich Sie zu meinem Bibliothekar und hoffe, daß Ihnen diese Stellung Muße genug zur Pflege Ihrer dichterischen Begabung lassen wird." Ist diese Begebenheit nicht ein würdiges Seitenstück zu jener Anordnung des großen Friedrich, man solle ein gegen ihn gerichtetes Pasquill, nach welchem sich das Volk die Hälse ausreckte, niedriger hängen?

— Die umgekehrte „Galathee". Eine feingekleidete Dame kam in den Laden eines Handwerksmeisters in Greiz, sah dort im Waarenschrank das Bild eines jungen Mannes ausgestellt, welches sofort ihr Herz derartig gefangen nahm, daß sie dem Ladeninhaber 500 Mark bot, wenn er ihr das lebende Original des Bildes verschaffen wolle: sie sei aus guter Familie und im Besitze von 32,000 Mark Vermögen. Ueber diese Auskunft war der Meister um so mehr erfreut, als die Photographie seinen eigenen Sohn darstellte. Er fuhr also sofort nach Leipzig, woselbst der junge Mann in Stellung ist, benachrichtigte diesen von seinem unverhofften Glück und brachte ihn schleunigst nach Greiz. Da das Original dem Bilde vollständig entsprach, und der junge Mann gegen eine Braut mit 32,000 Mark Vermögen durchaus nichts einzuwenden hatte, so wurde noch an demselben Abend in einer dortigen Wirthschaft die Verlobung im Beisein aller Verwandten glanzvoll gefeiert und auch alsbald eine größere Wohnung gemiethet. Am anderen Tage sollten die Eltern der Braut besucht werden, und die holde Jungfrau bat ihren Schatz, der solle sich nur hinreichend Geld einstecken, damit die Eltern auch sehen könnten, daß er gleichfalls Vermögen besitze. Der Bräutigam nahm in Folge dessen 60 Mark mit, die er dem Mädchen übergeben wollte. Anfangs wurde sein Anerbieten abgelehnt, dann aber schließlich doch angenommen, ebenso wie sein Portemonnaie mit 10 Mark 50 Pf. Inhalt. In Gera angekommen, brachte das Dämchen seinen Schatz im Wartesaal zweiter Güte unter und entfernte sich, angeblich um das Gepäck rc. zu besorgen. „Er" saß nun im Wartesaal und blickte, wie weiland Ritter Toggenburg, stundenlang nach der Saalthür, die zwar [illegible] „klang", ohne daß sich aber die Liebliche [illegible] wollte. Endlich erfuhr er von dem Bahnhofspförtner, daß er den Anschluß nach Leipzig und somit auch seine verduftete „Braut" verpaßt habe. Die Rückfahrtskarte sicherte dem Betrogenen wenigstens den Rückzug nach Greiz.

— Die englischen Zeitungen wissen mancherlei hübsche Züge von dem jüngst verstorbenen Sir Thomas Gladstone, dem ältesten Bruder des liberalen Führers, zu erzählen. Sir Thomas war durch und durch ein Tory der alten patrizischen Art. Aber er wurde doch sehr empfindlich, wenn Bemerkungen über seinen Bruder in seiner Gegenwart fielen. Einmal glaubte ein heißsporniger Conservativer dem Baronet zu schmeicheln, wenn er wegwerfend über dessen Bruder William sich äußerte, Sir Thomas schnitt ihm aber die Rede mit den Worten ab: „Mein Bruder und ich mögen in der Politik ja sehr von einander abweichen, aber er ist dennoch ein großer und guter Mann." In Portsmouth hielt die Menge den Sir Thomas, welcher dem Minister außerordentlich ähnlich sah, bei der Abreise des Letzteren für den gefeierten Helden des Liberalismus. „Laßt das Hochrufen", rief Sir Thomas, „ich bin nicht mein Bruder". Sprach's und entfernte sich ohne jede weitere Bemerkung.

— Ein Vorschlag zur Güte. Gläubiger: Sie schulden mir noch 270 Mark, ich habe nun lange genug Geduld mit Ihnen gehabt und bin des ewigen Mahnens nun müde. Wenn ich jetzt mein Geld nicht erhalte, verklage ich Sie.—Schuldner: Verklagen? Na hören Sie, da möchte ich Ihnen doch einen Vorschlag zur Güte machen. Das Klagen kostet nämlich Geld, verstehen Sie? Lassen Sie deshalb das Klagen lieber sein und schreiben Sie statt dessen die Hälfte von dem, was Ihnen ein Proceß voraussichtlich kosten würde, meinem Konto gut. So verfahren Sie jedes Jahr, meinetwegen auch jedes halbe Jahr, bis meine Schuld bei Ihnen getilgt ist. Dadurch kommen Sie nicht allein zu Ihrem Gelde, sondern Sie sparen auch noch die Hälfte Gerichtskosten.

— Herr, der einen Backfisch von einer Gesellschaft nach Hause begleitet: „Jetzt, zum Abschied, mein liebes Fräulein, werde ich mir erlauben, Ihnen einen Kuß zu geben!" — „Wenn Sie so gut sein wollen!"

— Böse Befürchtung. Professor: Wie heißt dieser See hier? — Führer: Das woaß i nit! — Professor: Als Führer sollten Sie das aber wissen! — Führer: Jawohl, daß i im Ort als G'lehrter verschrien werrn thät?

— Küchenfee vom Lande (die von der Hausfrau angewiesen ist, die Gäste beim Reichen der Rebhühner zu nöthigen) zu einer jungen Dame: „Na, Fräulein, so'n kleines Vieh werden Sie doch noch 'nunterbringen!"

— Unbeugsam. Junge Dame: Ich werde niemals heirathen. — Herr: Wenn aber Jemand um Sie anhält? — Dame: Ja, das ist was anderes.

— Hyperbel. — Frau Meyer, können Sie schweigen? — Ick sage Ihnen, Frau Müllern, gegen mir is det Grab een Kaffeeklatsch!